



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Joachim, E.: Aus dem Unglücksjahre 1807 : Erlebnisse und
Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und
Westpreußen. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus dem Unglücksjahre 1807

Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen

Mitgeteilt von E. Joachim

1



Der Mann, dessen Aufzeichnungen uns hier beschäftigen sollen, ist der Baron Peter Franz Percy, Chefchirurg der französischen Armee unter dem Kaiser Napoleon. Er war im Jahre 1754 als Sohn eines Militärchirurgen geboren, hatte sich dem Berufe seines Vaters zugewandt und schon auf den untern Stufen seiner Laufbahn durch zahlreiche Studien, deren Ergebnisse mehrfach akademische Preise erlangten, die Aufmerksamkeit der an diesen Dingen interessierten Kreise auf sich zu lenken verstanden. Der Zusammenbruch des Königtums änderte nichts in seiner amtlichen Stellung; vielmehr fand er in den Kriegen der französischen Revolution die erwünschte Gelegenheit, seinen Beruf erst recht zu betätigen, und er hat dann glänzende Beweise seiner hervorragenden Befähigung geliefert. Die Organisation des Militärmedizinalwesens war im alten königlichen Frankreich auf einer vorzüglichen Stufe gewesen; die ersten Stürme der Revolution hatten auch hiermit ausgeräumt, und kein anderer als Peter Franz Percy war es, dessen eifrigen und unerschrocknen Bemühungen es inmitten der wechselvollen Ereignisse und auf den blutigen Schlachtfeldern zu verdanken war, daß die französische Feldchirurgie der napoleonischen Ära eine für die damalige Zeit mustergiltige Höhe erreichte. Napoleon, unter dessen Augen Percy allerdings nicht selbst gedient hatte, denn dieser war nur auf den deutschen Schlachtfeldern, nicht aber in Italien und Ägypten tätig gewesen, kam erst als Kaiser mit ihm in persönliche Berührung; doch waren ihm gewiß die Verdienste des hervorragenden Chirurgen nicht unbekannt geblieben. Denn dieser hatte ja die fliegenden Ambulanzen, die ersten Feldlazarette der modernen Kriegsführung, zum Segen vieler Tausende eingeführt und sonstige segensreiche Organisationen ins Leben gerufen. Bis zu dem Range eines chirurgien en chef de la grande armée (wir würden Generalstabschirurg sagen) emporgestiegen, kam dann Percy im Jahre 1805 in den Feldzügen gegen Osterreich und in dem blutigen Kriege von 1806/07 gegen Preußen und Rußland in die Nähe des Kaisers und nicht selten in persönlichen Verkehr mit ihm. Napoleon schätzte ihn sehr und belohnte seine Verdienste durch Ordensauszeichnung, Dotation und Erhebung in den französischen Reichsfreiherrnstand.

Percy, dessen auch rein menschliche Vorzüge wir bald kennen lernen werden, hatte nun die Gewohnheit, überall dort, wo ihn sein schwerer Beruf hinrief, im Quartier, auf dem Schlachtfelde wie am Bivakfeuer, tagebuchartige Auf-

zeichnungen niederzuschreiben, die, schon früher im Manuskript auszugsweise benutzt, erst im Jahre 1904 von Emil Longin, der wie Percy aus dem Departement Haute-Saone, der Franche-Comté, stammt, durch den Druck veröffentlicht worden sind, nach den kleinen Heften, die sich der Generalchirurg für seine Zwecke angelegt und in den Feldzügen auf die beschriebene Weise mit seinen Bemerkungen in nahezu elegantem Stile gefüllt hatte.*)

Durch die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers und durch die lebhaft, gewandte, gefühl- und nicht selten auch humorvolle Darstellung gleicherweise fesselnd, erwecken diese unmittelbar mit und nach den Ereignissen entstandnen Erinnerungsblätter das allerlebhafteste Interesse und werden, in hohem Maße glaubwürdig und überzeugend, wie sie sind, für alle Zeit als eine historische Quelle ersten Ranges gelten dürfen. Irrtümer sind bei der Entstehungsweise dieser Aufzeichnungen mitten im Kriegslärm natürlich nicht ausgeschlossen.

Uns mag hier vornehmlich die Periode beschäftigen, die der Verfasser auf altpreussischem Boden als Zuschauer und aktiver Teilnehmer an den welt-historischen Ereignissen gesehen hat, die sich in dem Unglücksjahre 1807 in der damals so schwer geprüften Ostmark der preussischen Monarchie abspielt haben.

Percy hat der Schlacht bei Jena beigewohnt und ist dann, überall kraft seines Amtes in hervorragender Stellung anordnend, organisierend, inspizierend und oft selbst auf den Verbandplätzen und als Operateur in den Spitälern tätig, mit der Großen Armee über Berlin, durch die Neumark und das Posener Land nach Polen gezogen. Hier lernte er mit Napoleon und der französischen Armee die Unbilden und die Schrecknisse eines Winterfeldzuges im Rote der Wildnis kennen, das Vorpiel des vernichtenden Krieges vom Jahre 1812. Die kriegerischen Ereignisse führten dann Napoleon zu dem Entschlusse, den sich nach Osten zurückziehenden und dann wieder im Januar 1807 vorstoßenden Russen auf dem Boden der Provinz Ostpreußen entgegenzutreten. Unsagbare Leiden für diese Provinz waren nun für die nächsten Monate die Folge dieses Planes.

Auch Percy befindet sich bei dem französischen Heere, immer in der Nähe des kaiserlichen Hauptquartiers. Am 1. Februar 1807 betritt er zum erstenmal den Boden Ostpreußens bei Willenberg (nicht Wittenberg, wie im Journal steht, die Namen sind vielfach verdorben und werden hier, wenn irgend möglich, richtiggestellt), das er ein hübsches Städtchen mit guten Hilfsquellen nennt, wo man auf deutsches Sprachgebiet gelangt sei. Es sind hier prächtige Mühlen, und in einem wenig reinlichen Hause, dem „Schlosse“, hat der Kaiser logiert. Auf entsetzlichen Wegen durch hügeliges Land geht es weiter auf Passenheim. Das Land ist verlassen; die Dörfer sind teilweise geplündert. Auch Passenheim ist ganz und gar verwüstet. Man erwartet ein Gefecht mit den Russen bei Allenstein. Am 3. Februar hört man von dort her Kanonendonner. Bennigsen zieht ab, und es beginnt der Vormarsch auf Preussisch-Oylau, wo es am 7. und 8. Februar zur Schlacht kommen sollte.

*) Journal des campagnes du Baron Percy, chirurgien en chef de la grande armée. (1754—1825.) Publié . . . par Émile Longin. Paris, Librairie Plon, 1904.

Allenstein mit seiner hübschen Lage und seinen wohlgebauten Häusern macht einen guten Eindruck. Unterwegs in den Dörfern sieht es freilich übel aus; alles ist ruiniert und verlassen; nie haben Vandalen böser gehaust. Allenthalben finden sich Verwundete. Die Soldaten schwelgen in Fleisch; sie bekommen täglich vier Pfund, außerdem aber nur Kartoffeln, kein Brot, leiden sehr unter der nassen und kalten Witterung sowie den bösen Wegen, zeigen sich mürrisch und hoffnungslos und sind voll Ungeduld, an den Feind zu kommen. Auf dem Weitermarsche begegnet man überall traurigen Spuren des Kampfes: Leichen von Menschen und Pferden, Waffentrümmern, verlassenen russischen Geschützen usw. Der Schnee ist gefärbt vom Blute der Opfer des Rückzugs. Bei Liebstadt kommt Percy am 5. Februar mit seinem Stabe in das Gefecht, das der Kaiser selbst leitet. In Wolfsdorf (zwischen Guttstadt und Liebstadt) macht Percy die Bemerkung, daß die Dörfer in Ostpreußen trotz ihren Holzhäusern schön seien; man sehe überall Linden und Obstbäume. In vielen Ortschaften ist freilich jetzt alles ruiniert; das von den geflüchteten Bewohnern zurückgelassene Vieh ist geschlachtet und mit dem Holze der Haus- und Ackergeräte abgekocht worden. Das mitleidige Herz Percys nimmt von allem diesem Elend mit Betrübnis Notiz. Am 7. Februar gelangt man bis Glandau (im Texte „Gr.-Klaudow“; es kann wohl nur Glandau sein), wo auch Napoleon nach den heftigen Kämpfen des 6. Februar Quartier gefunden hatte.

Auf dem Wege nach Preußisch-Eylau bieten sich am 8. Februar — die Schlacht ist seit gestern in vollem Gange — dem Auge schauerhafte Bilder. In Landsberg herrscht ein haarsträubender Wirrwarr. Die Geschütze brüllen; Bomben und Haubitzgeschosse fallen von allen Seiten. Verwundete kommen in großer Menge aus der Gefechtslinie; viele gehören den Garderegimentern an, was zu denken gibt, da diese vom Kaiser nur im äußersten Falle herangezogen werden.*) Marschall Augereau (dessen Korps fast vernichtet wurde) und andre Generale sind verwundet, mehrere von ihnen getötet worden; überhaupt kostet der Tag viele Opfer an höhern Offizieren. Die ganze Affäre scheint übel zu verlaufen. Es herrscht ein entsetzliches Massacre. Das Städtchen Eylau steht in Flammen. Man gewinnt auch hier den Eindruck, daß der Tag von Eylau für Napoleon eigentlich verloren war. C'est une boucherie affreuse! Jeuzt der an solche Eindrücke doch gewöhnte Chirurg, dessen Untergebne mit bewundernswerter Aufopferung ihr entsetzliches Tagewerk mit Verbinden und Amputieren verrichten, während ihnen die zuchtlose Soldateska ihre Effekten stiehlt. Percy ist hier und dort, die Arbeiten fördernd und beaufsichtigend und die zweckmäßigsten Anordnungen treffend. Am Morgen des 9. Februar hat er eine Unterredung mit Napoleon, der sich bei ihm nach der

*) Es können doch wohl nur Reiter der Gardékavallerie und Artilleristen gemeint sein, da Napoleon bekanntlich auch bei Eylau die Gardeinfanterie nicht zum Kampfe vorgehn ließ. (Vgl. Lottow-Vorbeck, Krieg von 1806/07, IV, S. 114.) Auch Percy sagt S. 162: L'infanterie de la garde n'avait pas donné; la mitraille et l'artillerie trop bien servie des Russes l'avaient abimée en position. Dagegen: Les chasseurs à cheval avaient été hachés; und: Les grenadiers à cheval avaient très malheureusement chargé. Les canonniers de la garde avaient beaucoup souffert.

Zahl und Schwere der Verletzungen, auch nach dem Befinden der Blessirten Generale erkundigt. Als Percy bemerkt, daß er noch nach Worienen (im Texte Brinac, zweifellos eine Verstümmelung) wolle, um nach dem schwer verwundeten General Hautpoul zu sehen, ruft der Kaiser: „Das geht nicht; Sie gehören allen, nicht einem einzelnen!“ Furchtbar sieht es im Städtchen selbst aus; die vom Artilleriefener verschonten Häuser sind von den Franzosen, „vielleicht auch von den Russen“ demolirt worden. Tage verstreichen mit dem Auffuchen, dem Verbinden und dem Operieren der Tausende von Verwundeten. Die verschreckten Einwohner kehren zurück, und man bekommt wieder Utensilien und Lebensmittel, Stroh usw., bis von neuem durch die Einquartierung der kaiserlichen Garde neue Unruhen und Qualen verursacht werden. Percy liegt mit fünf- undzwanzig Gardisten und sechzig Verwundeten im Pfarrhause neben der Kirche, die einen grauenhaften Anblick gewährt. Dort sind drei- bis fünfhundert Russen eingepfercht, gesunde, verwundete und getödete durcheinander in einem stinkenden Knäuel, wie Heringe in einer Tonne. Dabei ein scheußlicher Rauch, denn alles Holzwerk, Bänke, Orgel, Altar, hat man angezündet, um die elend Frierenden halbwegs zu wärmen.

Vom 13. Februar ab wird Eylau evakuiert, die Verwundeten werden auf kaiserlichen Befehl nach Heilsberg usw. zurückgebracht. Es hat die Rückzugsbewegung der Großen Armee hinter die Passarge begonnen. Es ist für die verelendete Stadt die allerhöchste Zeit, denn noch ein paar Tage, und es würde eine schreckliche Kloake sein; noch liegen in den Straßen Leichen, Trümmer rauchen, allenthalben riecht es nach dem Hospital; es ist die reine Pesthöhle. Marodeure stehlen, was sie nur erraffen können.

Am Fenster steht Napoleon und überwacht selbst das Verladen und die möglichst schleunige Entfernung der Kranken und der Blessirten hinter die Front. Die französischen Chirurgen leisten Unmenschliches auch bei dieser traurigen Arbeit. Nur 60 Schwerverwundete bleiben in Eylau zurück, 50 in Molwitten (im Texte Molwitz) unter der Obhut russischer und preussischer Militärärzte; 350 Verwundete werden in Landsberg untergebracht.

Napoleon nimmt auf der Rückzugsbewegung nach Westen Quartier in Osterode, wohin ihm Percy folgt. Die französische Armee blieb zwischen Weichsel und Passarge stehn, die Front gegen Osten, das Korps des Marschalls Ney als Vorhut bis an die Alle bei Allenstein vorgeschoben, ein andres unter Massena unbeweglich am Narew. Die Position hatte den Vorteil — und das war der ganze Gewinn der letzten Aktion —, daß den Russen der Weg nach Danzig verlegt blieb, eine Festung, die jetzt mit allem Eifer belagert wurde. (Aug. Fournier, Napoleon I. 2. Aufl. II, S. 177.)

Die Stadt Osterode war im Verlaufe der letzten Wochen mehrfach verwüstet und geplündert worden und machte in diesem Zustande natürlich auf Percy nicht minder als auf den Kaiser den Eindruck eines elenden Nestes. Es war weder Stroh noch Heu vorhanden, weder Brot noch Fleisch. Bei einem Krämer bekam man das Pfund (Fleisch?) zu fünf, Reis zu vier und Kaffee zu acht Franken. Percy ist froh, sich bald von dem traurigen Orte weggeben zu können, um die Lazarette auf der Linie nach Thorn zu inspizieren. Über das armselige

Löbau, wo er bei einer kinderreichen Judenfamilie ein von Ungeziefer starrendes Quartier findet, und Neumark fährt er auf entsetzlichen Wegen nach Strasburg, das ihm keinen so übeln Eindruck macht und ein behagliches Unterkommen bietet. Das Spital ist dort im Kapuzinerkloster untergebracht. „Jetzt sind wir wieder in der Domäne Jesu, bemerkt der katholische Franzmann, nachdem wir lange genug in der Luthers und Calvins geweilt haben.“ Ungeziefer gibt es aber auch hier in Menge. Weiter geht es dann nach Gotleube — es kann nur Gollub gemeint sein —, einem netten kleinen Städtchen mit einem ansehnlichen alten Schlosse. Hier findet man in den Läden der Juden gegen Bezahlung alles, was man braucht, da der Ort von Plünderung verschont geblieben ist. Bei einem Bäcker findet Percy sogar ein leidliches Bett, und in angenehmer Stimmung verzeichnet er den hier verbrachten 26. Februar als seinen glücklichsten Tag seit einem Monat. Die Lerche singt, ein leises Frühlingsahnen erwacht in ihm und erweckt trauliche Erinnerungen an die ferne Heimat. Thorn, wo er tags darauf anlangt, gefällt ihm ganz gut, ist aber überfüllt und schmutzig. Ein kaiserlicher Befehl ruft ihn, als er sich eben auf einige Ruhetage einrichten will, nach Osterode zurück, wo Unreinlichkeit, Hunger und Elend winken, wo es nur Kartoffeln gibt und kein Brot, das man dort nicht mehr kennt. Unterwegs auf der Rückfahrt bindet in Strasburg dem wißbegierigen Franzosen ein Spatzvogel die Mär auf, das dortige Schloß sei von „Wilhelm ohne Furcht“, einem Hauptmann der Gardes Ottos, erbaut worden; als Gewährsmann wird ihm ein hier begrabener junger Schriftsteller Hoffmann genannt, der ein Buch „über die alten Kriege“ geschrieben habe. Am 5. März ist der Generalchirurg wieder in Osterode, wo er sich notdürftig genug einrichten muß. Die fortwährend wechselnde ostpreussische Frühlingswitterung will den Herren Franzosen nicht behagen. Der Kaiser selbst hat bemerkt: „Sonderbar! vorgestern hatten wir Sommer, gestern Frühling, und heute sind wir wieder im Winter! Doch was ist da zu machen, kann ich doch leider den Gestirnen nicht gebieten!“ Immerhin haben sich mit dem Aufenthalt Napoleons die dortigen Zustände gebessert. Es fehlt nicht mehr an Lebensmitteln und an Fourage; doch werden enorme Preise gefordert. Man bricht Scheunen ab und gewinnt damit Heizmaterial; man schläft auf gutem Heu und kann sogar waschen lassen. Auf den Straßen innen und außerhalb der Stadt ist undurchdringlicher Kot; kaum kann man spazieren gehn. Da es nicht an freier Zeit gebricht, hält Percy Unterrichtskurse für die jüngern, wenig vorgebildeten Militärchirurgen ab. Allmählich herrscht bei sich vermehrender Zufuhr sogar reichliche Fülle, doch bald wieder Mangel an Fourage für die armen Pferde. Täglich hört man von kleinen Scharmügeln mit den Russen.

Am 24. März heißt es, daß der Kaiser, der sich unausgesetzt in wunderbarer Weise mit der Reorganisation und der Verstärkung seiner Armee beschäftigt, sein Hauptquartier nach einem Schlosse verlegen will, in dem Wilhelm der Zweite oft gewohnt habe. Dort sei auch ein Dorf von dreißig Häusern, in denen das Gefolge usw. untergebracht werden könne. Gemeint ist Finkenstein im Kreise Rosenberg, wohin Napoleon auch wirklich am 1. April übersiedelte. Und was Wilhelm den Zweiten betrifft, so müssen wir wohl annehmen,

daß hierbei an Friedrich den Zweiten, den Großen, gedacht wurde, der wohl einmal in Zinckenstein gewohnt haben kann.

Die Verlegung des kaiserlichen Hauptquartiers erfolgte, weil Napoleon in Zinckenstein nach Fertigstellung einer Brücke bei Marienwerder in größerer Nähe der Weichsel einen bessern Stützpunkt für seine Armee und eine bequemere Verpflegungsbasis zu haben glaubte, wohl auch, weil er in dem schönen Schlosse besser untergebracht war als in Osterode, und weil die Belagerung von Danzig von hier aus von ihm besser beaufsichtigt werden konnte. Mehr als acht Wochen hat Napoleon hier in dem Schlosse der Grafen zu Dohna gewohnt, und es ist eine denkwürdige Zeit, die sich hier abgespielt hat. Der Kaiser entfaltete hier eine unglaubliche Tätigkeit, um die Schlagfertigkeit seines Heeres zum nahen Entscheidungskampfe zu vollenden; aber auch die hohe Politik wird von hier aus mit allen nur nötigen Fäden in großem Stile geleitet; die Gesandten des Sultans und des Schahs von Persien finden ihren Weg nach Zinckenstein. Daneben beschäftigen das nimmer rastende Gehirn des Kaisers Familieninteressen und zahlreiche Fragen der innern Verwaltung Frankreichs, Angelegenheiten der Theater und die Stadtbeleuchtung von Paris, höhere Studien und Mädchenschulwesen; was hat hier nicht alles seine Aufmerksamkeit und Fürsorge gefunden!

Am 2. April erhielt Percy vom Kaiser den Befehl, sich nach Rosenberg in seine Nähe zu begeben; doch blieb er, noch von zahlreichen Berufsgeschäften zurückgehalten, bis zum 10. in Osterode. Es war wieder kalt geworden, und Percy bemerkt mit Befremden am 5., daß noch kein Feld bestellt und kein Mensch sichtbar sei, der sich getraue, Kartoffeln zu legen. In den Mußestunden dort in Osterode liest er die Briefe Friedrichs des Großen und dessen Memoiren zur Geschichte Brandenburgs, notiert auch in seinem Journal, was er hierin zur Geschichte Ostpreußens gefunden. Er meint, jetzt würden wohl wieder, wie vor hundert Jahren in der schrecklichen Pestzeit, die Bewohner dieses unglücklichen Landes des Hungertodes sterben müssen. Bald komme der Frühling, aber ach! was werde er hier hervorbringen, wo nicht ein Korn gesäet worden sei?

Am 10. und am 11. April reist er über Deutsch-Eylau nach Rosenberg, durch malerisches Gelände, das mit vielen Seen und Forsten durchsetzt ist. In Rosenberg ist er gut untergebracht, doch gefällt ihm nach dem angenehmen Heulager in Osterode das dicke Federbett nicht, das ihm hierzulande immer wieder Mißvergnügen bereitet. Bei reichlichem Regen fängt es an zu grünen; es scheint in diesem Klima der Lenz also doch nicht unmöglich zu sein. Rosenberg hat eine hübsche Lage am See; vor den saubern Häusern sieht man Kugellinden, in den Gärten zahlreiche Frucht bäume. Die Einwohner sind brave Leute, die gern ihre Blumen pflegen, Rosenstöcke, Nelken, Levkojen und gefüllte Weilchen. Das Wetter wird immer schöner; *la terre va entrer en amour*. Man bemerkt auch in Rosenberg gut und elegant gekleidete Damen. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Quellwasserleitung des Städtchens.

Am 17. April begibt sich Percy nach Zinckenstein zum Kaiser. Es ist wie im tiefsten Frieden: die Bauern bestellen die Äcker mit ihren Ochsen und primitiven, radlosen Pflügen, die aber schnurgerade Furchen ziehn. Herden von Rind-

vieh und Schafen weiden das kurze junge Gras ab. Schloß Finckenstein macht einen so guten Eindruck, als man hierzulande nur erwarten kann. Das Dorf ist in bestem Zustande; doch ist alles überfüllt. Der Kronprinz von Bayern wohnt in der Schule. Percy hat hier eine längere Audienz bei dem Kaiser, mit dem er in einem großen Saale in der Diagonale auf und ab wandelt. Das Gespräch dreht sich um militärchirurgische Dinge, die Zahl der Verwundeten von Preußisch-Eylau und ähnliche Themata. Bei einem zweiten Besuche in Finckenstein findet Percy dort den persischen Gesandten, und es ist noch voller dort im Schlosse geworden. Den Kaiser kann er diesmal nicht sprechen.



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



red war durch die Hecke verschwunden, und Christel stieß einen schrillen Schrei aus. Dann sah sie Anneli, die noch immer neben ihrem kleinen Grabe kniete und der schnellen Unterhaltung halb im Traum gefolgt war. Ihr Kopf schmerzte von neuem, und sie mußte mehr an Birneburg und an die Kirchhofecke denken als an das Feuer hier.

Nun stand Christel neben ihr und strich über ihren schweren Kopf.

Cäsar hat es gut. Er ist tot, und ich lebe noch. Und nun kommt das Gefängnis, und alle Leute werden von mir schwätzen. Frau Bürgermeisterin wird einen Kaffee geben, und Karoline wird mich nicht mehr grüßen. Und wenn ich wieder frei bin, wird kein Mensch etwas mit mir zu tun haben wollen. Nicht einmal Fred. Anneli, was fange ich an?

Ihre Stimme war sonderbar geworden, und ihre Augen hatten einen gläsernen Blick. Anneli wußte keinen Rat. Sie hatte nur verstanden, daß Cäsar von Christel getötet worden war, und sie strich mit den Händen über sein kleines Grab und schluchzte.

Eine Zeit lang stand Christel neben ihr, dann lief sie durch den Garten, starrte vor sich hin, flüsterte halblaute Worte und fuhr zusammen, wenn sie ein Geräusch auf der Straße hörte.

Frau Doktor Sudeck lag noch im Bett, sie durfte niemand sehen, und Anneli erhielt ihr Abendbrot in der Küche.

Später kam der Doktor von einer anstrengenden Fahrt nach Hause, und Christel stand auf der Treppe und horchte auf seine Stimme. Aber er schalt nur, weil die Kartoffeln zu seinem Abendessen nicht scharf genug gebraten waren.

Dann kam die Nacht, eine Mondscheinnacht, in der Anneli ihren schmerzenden Kopf auf die Kissen legte, nicht schlafen konnte und doch zu müde war, als daß sie hätte denken mögen. Gelegentlich wunderte sie sich, daß Christel Feuer angelegt hatte, und über ihren Cäsar hätte sie am liebsten immer geweint, aber dann lief sie durch Birneburgs enge Gassen, die Frau Bäckermeister lachte hinter ihr her, und um die Straßenecke, gerade dort, wo das Heiligenbild mit dem ewigen Lichte stand, kam ihr Vater gegangen und reichte ihr die Hand. Er war nicht mehr blaß und müde, er hatte rote Wangen und glänzende Augen. Hinter ihm aber stand ein Engel mit schneeweißen Flügeln. Sie schillerten in der Sonne und